

Z | Arbeit

Gabriele Winker

"Frauen wollen nicht nur Kinder gebären, damit andere sie betreuen"

Um Haushalt und Kinder kümmern sich noch immer in erster Linie Frauen. Ändern könnten das ein Grundeinkommen und die 30-Stunden-Woche, sagt Soziologin Gabriele Winker.

Von Juliane Frisse [https://www.zeit.de/autoren/F/Juliane_Frisse/index], 6. März 2020, 13:30 Uhr / [444 Kommentare](#) / 



Liebevolle Mutter, erfolgreiche Karrierefrau – und eine große Überforderung
© Randy Rooibaatjie/unsplash.com

Kochen, putzen, pflegen, wickeln. Trösten, aufräumen, zum Kinderarzt gehen: Um diese sogenannte Care-Arbeit kümmern sich in erster Linie Frauen. Sie leisten nach der Erwerbsarbeit eine "zweite Schicht" – allerdings ohne Bezahlung. Der Equal Care Day am 29. Februar soll auf dieses

Ungleichgewicht zwischen Männern und Frauen aufmerksam machen [<https://www.zeit.de/wirtschaft/2020-01/equal-care-day-fuersorgearbeit-ungleichheit>]. Warum Care-Arbeit oft nicht als "richtige" Arbeit anerkannt wird, haben wir mit der Sozialwissenschaftlerin Gabriele Winker besprochen.

ZEIT ONLINE: Frau Winker, ärgern Sie sich über all die Männer, die im Haushalt und bei der Kindererziehung erst dann "mithelfen", nachdem ihre Partnerin sie dazu auffordert, statt genauso viel Verantwortung wie die Frau zu übernehmen?

Gabriele Winker: Es gibt zwei große Ärgernisse: Männer, die ihre Partnerin mit der Care-Arbeit [<https://www.zeit.de/arbeit/2019-01/care-arbeit-pflege-kinder-eltern-ina-praetorius>] alleine lassen, und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wie die unterschiedliche Bezahlung von Männern und Frauen und ungenügende soziale Infrastruktur, beispielsweise fehlende Kitaplätze. Diese drängen Männer und Frauen in eine Arbeitsteilung zwischen Erwerbsarbeit und familiärer Sorgearbeit, die für beide nicht gut ist.

Gabriele Winker, geboren 1956 in Stuttgart, arbeitete nach ihrem Studium der Sozialwissenschaft zunächst in der Privatwirtschaft und der öffentlichen Verwaltung. Von 2003 bis 2019 war sie Professorin für Arbeitswissenschaft und Gender Studies an der TU Hamburg-Harburg. Winker engagiert sich im Netzwerk Care Revolution. 2015 erschien ihr Buch „Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft“. © privat

ZEIT ONLINE: Die Organisation Oxfam hat vor Kurzem eine unglaublich klingende Zahl veröffentlicht [<https://www.oxfam.de/ueber-uns/aktuelles/oxfams-studie-sozialer-ungleichheit-12-milliardenstunden-arbeit-ohne-bezahlt>]: Weltweit leisten Frauen und Mädchen

täglich über 12 Milliarden Stunden Haus-, Pflege- und Fürsorgearbeit – unbezahlt. Unterschätzen wir, wie viel "das bisschen Haushalt" tatsächlich ist?

Winker: Sicherlich. Ähnlich wie im weltweiten Durchschnitt kümmern sich Frauen in Deutschland täglich 4 Stunden und 10 Minuten unentgeltlich um andere Menschen, Männer dagegen nur 2 Stunden und 45 Minuten. Wenn man all diese Stunden Putzen, Kochen, Pflegen aufaddiert, stellt man fest: Insgesamt leisten die Menschen in Deutschland mehr unbezahlte Care-Arbeit als gegen Geld in einem Beruf zu arbeiten, nämlich 1,3-mal so viel. Das ist den allermeisten aber überhaupt nicht bewusst.

ZEIT ONLINE: Welche Folgen hat das für diejenigen, die Care-Arbeit leisten?

Winker: Viele Menschen, vor allem Frauen, geraten an die Grenzen ihrer Kräfte. Ihnen bleibt zu wenig Zeit für sich selbst. Die andauernde Überlastung führt zu Erschöpfung und zu psychischen Erkrankungen, zu denen etwa Depressionen zählen.

ZEIT ONLINE: Wenn von Arbeit die Rede ist, dann ist die unbezahlte Care-Arbeit meistens nicht mitgemeint. Woran liegt das?

Winker: In unserer kapitalistischen Gesellschaft wird Arbeit nur dann als solche benannt, wenn sie in der Wirtschaft gewinnorientiert eingesetzt wird: etwa um Autos oder Finanzprodukte herzustellen und sie anschließend zu verkaufen. Dafür benötigt die Wirtschaft Arbeitskräfte. Doch diese sollen – für die Unternehmen möglichst kostengünstig – in Familien geboren, erzogen und betreut werden. Gleichzeitig sollen sich die Erwerbstätigen in einem angenehmen häuslichen Ambiente, das meist von Frauen "aus Liebe" aufrechterhalten wird, gut von ihrem Job erholen. Staat und Unternehmen sparen mit dieser Arbeitsteilung auf Kosten derjenigen, die für andere Menschen lebenswichtige Aufgaben übernehmen. Diese familiäre Sorgearbeit nicht als Arbeit zu betrachten, folgt also einem klaren Interesse.

"Die Gesellschaft hat keine Lösung für die Sorgearbeit. Stattdessen werden Frauen aufgefordert, Vollzeit berufstätig zu sein und gleichzeitig ihren Mutterpflichten"

nachzukommen. Ein Spagat, der nur zur Überforderung führen kann."

——→ Gabriele Winker

ZEIT ONLINE: Care-Arbeit ist immer noch in erster Linie Frauensache. Warum eigentlich?

Winker: Noch in den Siebzigerjahren haben viele westdeutsche Frauen vor allem die Arbeit im Haushalt erledigt und gingen keiner oder nur einer geringfügigen Erwerbsarbeit nach, das Einkommen des Mannes sorgte für das nötige Geld. Jedoch wurde das Modell aus Familienernährer und Hausfrau für die Wirtschaft deutlich zu teuer, weil in diesem aus dem Erwerbseinkommen einer Person alle Ausgaben der Familie bestritten werden mussten. Es musste also hoch genug sein. Gibt es zwei Erwerbstätige in der Familie, können deren Löhne durchaus niedriger sein – für die Unternehmen ist das ein klarer Vorteil. So setzte sich mit dem Neoliberalismus die Idee durch, dass alle Erwachsenen, Männer wie Frauen, für ihren eigenen Unterhalt sorgen sollten. Unbeantwortet bleibt aber bis heute die Frage, wer dann die Care-Arbeit erledigt. Die Gesellschaft hat keine Lösung für die Sorgearbeit. Stattdessen werden Frauen aufgefordert, Vollzeit berufstätig zu sein und gleichzeitig ihren Mutterpflichten nachzukommen. Ein Spagat, der nur zur Überforderung führen kann.

ZEIT ONLINE: Auch viele Paare, die sich eigentlich vorgenommen haben, die Familienarbeit gleichmäßig zu teilen [<https://www.zeit.de/serie/das-prinzip-50-50>], fallen nach der Geburt eines Kindes in die alten Rollen. Machen die sich alle etwas vor?

Winker: Zwar wirken bei der Frage, wer sich um die Kinder kümmert, selbstverständlich auch Geschlechterstereotype. Eltern machen sich aber nicht etwas vor, sondern richten ihre Entscheidungen nach den herrschenden gesellschaftlichen Realitäten aus: Solange es in unserer Gesellschaft keine menschenwürdige Absicherung der Existenz jenseits der Erwerbsarbeit gibt, müssen Menschen, die für Kinder die Verantwortung tragen, das finanziell Mögliche bei all ihren Entscheidungen mitbedenken. Das führt dazu, dass Paare sich bei der Aufteilung der familiären Arbeit nach dem Einkommen von Mann und Frau richten. Und da der Mann im Schnitt mehr verdient, bleibt er erwerbstätig und die Frau mehr zu Hause.

"Die meisten Frauen wollen nicht nur Kinder gebären, um sie danach in die Obhut anderer Menschen zu übergeben."

——→ Gabriele Winker

ZEIT ONLINE: Viele Frauen sind deshalb im Alter von Armut bedroht: Sollte man ihnen raten, Care-Arbeit an Putzhilfe, Babysitter und Lieferdienst auszulagern, um sich ganz dem Geld verdienen zu widmen?

Winker: Das kann nicht die Lösung sein. Die meisten Frauen wollen nicht nur Kinder gebären, um sie danach in die Obhut anderer Menschen zu übergeben. Kinder bei ihren Entwicklungsschritten zu unterstützen, sich um nahestehende Menschen zu kümmern, ist doch sinnvoll und kann schön sein.

ZEIT ONLINE: Tatsächlich reagieren aber viele Eltern auf die Doppelbelastung aus Beruf und Familie, indem sie andere für die Care-Arbeit bezahlen.

Winker: Nur gut verdienende Familien können es sich leisten, einen Teil der Haus- und Sorgearbeit auszulagern, zum Beispiel an eine Haushaltshilfe. Wenn Angehörige gepflegt werden müssen, beschäftigen finanziell sehr gut aufgestellte Familien sogar 24-Stunden-Kräfte. Meist sind es Migrantinnen, häufig aus Osteuropa, die in Deutschland irregulär beschäftigt werden und nicht abgesichert sind. Ihr Stundenlohn liegt deutlich unter dem Mindestlohn. Das Problem der Überlastung und der fehlenden Anerkennung von Sorgearbeit wird also nicht gelöst, sondern nur an andere weitergegeben.

"Ich plädiere für eine solidarische Gesellschaft"

ZEIT ONLINE: Sie fordern, die unbezahlte Care-Arbeit ins Zentrum feministischer Kämpfe zu stellen. Warum?

Winker: Nach wie vor wird die vor allem von Frauen ausgeführte unentlohnte Sorgearbeit in der Familie gesellschaftlich abgewertet und kaum unterstützt. Die Arbeitsteilung geht also mit einer Hierarchie der Geschlechter einher. Wenn wir das durchbrechen wollen, müssen wir die Trennung zwischen entlohnter und unentlohnter Arbeit aufheben. Dafür muss es uns gelingen, die entlohnte Arbeit zurückzudrängen.

ZEIT ONLINE: Und wie kann das funktionieren?

Winker: Zunächst bedarf es einer existenziellen Absicherung aller Menschen, beispielsweise durch das bedingungslose Grundeinkommen. Ferner muss Vollzeiterwerbsarbeit auf maximal 30 Wochenstunden begrenzt werden. Nur so bleibt Zeit für familiäre Sorge und auch Muße. Letztendlich plädiere ich für eine solidarische Gesellschaft: Eine solche Gesellschaft muss das Zusammenleben ausgehend von menschlichen Bedürfnissen gestalten, anstatt sich weiter an Wachstum und Profit auszurichten.

ZEIT ONLINE: In den Siebzigerjahren wurde schon einmal viel über unbezahlte Hausarbeit diskutiert, es gab die umstrittene feministische Forderung nach einem Hausfrauenlohn. Heute wird die Forderung vereinzelt wiederbelebt. Was halten Sie davon?

Winker: Mit der "Lohn für Hausarbeit"-Kampagne haben Feministinnen sichtbar gemacht, dass auch familiäre Sorgearbeit Arbeit ist. Wenn man diese allerdings entsprechend der Berufstätigkeit entlohnt, unterwirft man auch noch diesen Bereich dem Kostendruck und der Leistungskontrolle. Das halte ich nicht für zukunftsweisend.

"Ich sehe in Care-Streiks ein durchaus geeignetes Mittel, um Maßnahmen gegen die Überlastung einzufordern und durchzusetzen."

——→ Gabriele Winker

ZEIT ONLINE: Wie würde sich die familiäre Care-Arbeit verändern, wenn sie bezahlt würde?

Winker: Das kann man an der bereits heute bezahlten Care-Arbeit in den Bereichen der Gesundheit und Pflege, der Bildung und Erziehung sowie der Sozialen Arbeit sehen: Sie soll möglichst kostengünstig sein. Deshalb wird sie nicht nur schlechter bezahlt als die Arbeit in vielen technischen Berufen, es wird auch an Personal gespart. Gerade in Care-Berufen sind allerdings die Kontakte zu den Sorgebedürftigen sehr wichtig: Eine Erzieherin braucht Zeit, um auf jedes Kind individuell einzugehen. Zeit, die sie oft nicht hat. Unter dem Druck leiden neben den sorgenden also auch die betreuten Menschen.

ZEIT ONLINE: Für die bezahlte Arbeit gibt es ein erprobtes Mittel, um bessere Arbeitsbedingungen einzufordern: den Streik. Sollten Frauen in

den Care-Streik treten?

Winker: Ich sehe in Care-Streiks ein durchaus geeignetes Mittel, um Maßnahmen gegen die Überlastung einzufordern und durchzusetzen. Es gibt seit vergangenem Jahr auch Aufrufe, am 8. März in den Streik zu treten und die familiäre Sorgearbeit in die Hände derer zu geben, die sich zu wenig darum kümmern. Also meistens in die Hände von Männern. Das Problem bei Streiks im Care-Bereich ist aber, dass sie immer auch direkt Menschen treffen, die auf Versorgung angewiesen sind: Kinder sowie kranke und pflegebedürftige Menschen.

ZEIT ONLINE: Lässt sich dieses Problem lösen?

Winker: Es ist wichtig, dass Care-Beschäftigte sowie diejenigen, die in Familien Sorgearbeit leisten und auch auf diese Hilfe angewiesene Menschen sich gegenseitig in Streiksituationen unterstützen. Das kann beispielsweise bedeuten, dass auch andere Menschen als Erzieherinnen oder Eltern Kinder betreuen.

ZEIT ONLINE: Was haben Frauen, was haben Männer zu gewinnen, wenn die Care-Arbeit ausgewogener zwischen den Geschlechtern verteilt wird?

Winker: Wir alle kämen unseren jeweils individuell unterschiedlichen Vorstellungen von einem guten Leben deutlich näher. Auch Menschen, die sich bisher vollständig auf ihre berufliche Karriere konzentriert haben, werden in einer Gesellschaft, in der die Sorge umeinander im Zentrum steht, ganz neue Erfahrungen machen. Es geht allerdings nicht in erster Linie darum, die in Summe viel zu hohe Arbeitsmenge gerechter zu verteilen. Es geht darum, die berufliche Arbeit so stark einzuschränken, dass es allen möglich ist, sich so weitgehend um sich und andere Menschen zu kümmern, wie sie es für angemessen halten.

VERLAGSANGEBOT

ZEIT Stellenmarkt

Aktuelle Stellen: Pädagogik & Soziales

[https://jobs.zeit.de/stellenanzeigen/branche-erziehung-paedagogik-weiterbildung+branche-sozialpaedagogik-soziale-arbeit+branche-soziologie/Ozw-?&wt_zmc=fix.int.zonaudev.arbeitsressort.artikel.stellenmarkt_stellenebersicht.jobbox-ticker.sinnhaftigkeit-soziales.x&utm_medium=fix&utm_source=arbeitsressort_zonaudev_int&utm_campaign=artikel&utm_content=stellenmarkt_stellenebersicht_jobbox-ticker_sinnhaftigkeit-soziales_x]

Aktuelle Jobs

Postdoc (m/w/d) am Hector-Institut für Empirische Bildungsforschung, Forschungsschwerpunkt Potenzialentwicklung und Hochbegabung

Eberhard Karls Universität Tübingen

[Zum Jobangebot](#)

[https://jobs.zeit.de/jobs/postdoc-m-w-d-am-hector-institut-fuer-empirische-bildungsforschung-forschungsschwerpunkt-potenzialentwicklung-und-hochbegabung-eberhard-karls-universitaet-tuebingen-tuebingen-1023429?wt_zmc=fix.int.zonaudev.arbeit-ressort.artikel.stellenmarkt_stellenanzeige.jobbox-ticker.sinnhaftigkeit-soziales.x&utm_medium=fix&utm_source=arbeit-ressort_zonaudev_int&utm_campaign=artikel&utm_content=stellenmarkt_stellenanzeige_jobbox-ticker_sinnhaftigkeit-soziales_x]

ZEIT ONLINE: Bedingungsloses Grundeinkommen, eine maximal 30-Stunden-Woche, Einschränkung der Erwerbsarbeit: Sie stellen Forderungen auf, die manche radikal und andere utopisch nennen würden. Halten Sie Ihr Programm eigentlich selbst für realistisch?

Winker: Dieses Programm als illusorisch zu bezeichnen, wäre selbst realitätsblind. Entweder würde es bedeuten, die Überforderung von Menschen in Care-Berufen und mit hohen familiären Sorgearbeiten zu bestreiten. Oder es würde unterstellen, dass ein reiches Land wie Deutschland es sich nicht leisten kann, Abhilfe zu schaffen. Die Ziele wie ein bedingungsloses Grundeinkommen, die 30-Stunden-Woche oder den Ausbau von Kitas oder Pflegeheimen durchzusetzen, erfordert noch viel Arbeit an einer Verschiebung der Kräfteverhältnisse. Einfach wird das nicht. Unrealistisch jedoch ist es, mit weniger umfassenden Veränderungen eine echte Entlastung der Sorgearbeitenden zu erwarten.